

Wir empfehlen Ihnen, auf einem Blatt jeweils zwei Seiten dieses Artikels nebeneinander auszudrucken.

We recommend that you print two pages of this article side by side on one sheet.

Nachfragen zur Drogen- und Rauschgeschichte. Ein Interview mit Jakob Tanner

Jakob Tanner / Kristoff Kerl / Florian Schleking

English abstract: Jakob Tanner is one of the pioneers of body and drug history in German-speaking historiography. For decades he has been one of the most important protagonists of an analytical framework that combines social history with the history of knowledge and historical-anthropological approaches. In this interview, Tanner reflects upon the topic of this issue of Body Politics and explains how the concept ‚Rausch‘ can enrich and contribute to the historiographical examination of modern societies. Additionally, he discusses different theoretical and methodical approaches that are used in studies on the history of drugs and ‚Rausch‘. In this context, he also points to ideas and problems, which are currently debated in this field of historical studies. In addition to statements on the relation between language and ecstatic experiences, Tanner comments on classical narratives and new analytical tools. In the course of the interview, he repeatedly emphasizes the changing meanings, which different historical actors ascribed to states of ecstasy, trance, and intoxication. He draws attention to the interrelationships that shaped the perception of concepts and practices of drug use in specific historical constellations and contexts. Once more, Tanners statements direct the focus on the entanglement of notions of ‚Rausch‘, drug politics, and social power structures.

Jakob Tanner ist einer der Wegbereiter körperhistorischer Zugänge und drogengeschichtlicher Fragestellungen in der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft. Er zählt darüber hinaus seit Jahrzehnten zu den wichtigsten Protagonisten einer Untersuchungsperspektive, die gesellschaftshistorische Erkenntnisinteressen auf produktive Weise mit wissenschaftsgeschichtlichen und historisch-anthropologischen Zugriffen amalgamiert. In diesem Interview reflektiert Tanner über die Klammer des vorliegenden Themenheftes von Body Politics und erläutert, welche Erkenntnispotentiale die Sonde ‚Rausch‘ für die Geschichte moderner Gesellschaften birgt. In seinen Antworten auf die Fragen der Herausgeber diskutiert Tanner Ansätze und Methoden der Drogen- und Rauschforschung und weist auf Anregungen und Probleme hin, mit denen sich die historische Erforschung zu Rauschkörpern auseinandersetzt. Neben heuristischen Fragen zum Verhältnis von Rauscherfahrungen und Spra-

che äußert sich Tanner zu klassischen Narrativen und neuen tools. Im Gespräch verweist Tanner immer wieder auf den Wandel der Funktionen und Bedeutungen des Rauschs in der sogenannten Moderne. Er macht auf die Wechselbeziehungen aufmerksam, die die Rauschverständnisse und -praktiken in spezifischen historischen Konstellationen und Kontexten prägten. Tanners Ausführungen lenken somit den Blick aufs Neue auf die Verflochtenheit von Rauschverständnissen und Drogenpolitiken mit gesellschaftlichen Machtverhältnissen.

Body Politics (B. P.): Unter dem Begriff ‚Rausch‘ lassen sich verschiedene Körperpraktiken und Körperzustände versammeln: der Blut- rausch, der Kriegsrausch, der Geschwindigkeitsrausch, der Drogen- und Alkoholrausch, religiöse Ekstasen, usw. Rauschgeschichte ist ein äußerst diverses und assoziationsreiches Feld. Welche gemeinsamen Nenner oder auch interessanten Ansatzpunkte würden Sie in diesem Feld ausmachen? Wo erkennen Sie Potenziale, wo aber auch Gefahren der Verwendung einer derartig breiten Klammer?

Jakob Tanner (J. T.): Die Geschichte von Rauschzuständen deckt tatsächlich ein breites Spektrum ab und das Phänomen kann auf alle möglichen Bereiche übertragen werden, bei denen eine Übertreibung, ein überschießendes Verhalten oder eine *out-of-control*-Situation zu beobachten ist. So wird auch von „Konsumrausch“ gesprochen, mit dem sich eine moderne Wachstumsgesellschaft am Laufen hält – die „Konjunkturspritze“, mit der ein solches System in Krisenlagen wieder hochgefahren werden soll, verweist auf die Suchtmetaphorik dieses Sprachgebrauchs. Das kann einen Erklärungswert haben, führt aber oft zu schwammigen Bildern der Gesellschaft, die soziale Ungleichheit und kulturelle Praktiken hinter einer undifferenzierten Pauschalaussage verschwinden lässt.

Die semantische Kurzschließung von „Rausch“ und „Droge“ (bei der alles, was zum Rausch führt, per definitionem eine Droge ist) führt immerhin weg von einem chemischen Determinismus, der Rauscherfahrung ausschließlich mit der Einnahme von psychoaktiven Stoffen in Verbindung bringt. Rausch hat etymologisch mehr mit Emotion zu tun, das Wort bedeutete anfänglich akustisches Rauschen oder „ungestüme Bewegung“. Diese drückt sich körperlich und geistig aus. Eine metaphorische Redeweise, die ich selbst in Vorlesungen zur Drogengeschichte häufig verwendet habe, geht von der Verhexung des menschlichen Verstandes durch Begriffe aus, die phantasmagorische Vorstellungen auslösen und die analytische Reflexionsfähigkeit in einem wüsten Wust von hyperaktiven Einbildungen stilllegen können.

So hat etwa der französische Philosoph und Schriftsteller Paul Valéry die

nationalen Geschichtsmythologien als die gemeingefährlichste Mischung bezeichnet, welche das Bewusstsein je produziert habe. Sie würde Menschen zum Träumen verführen, vergifte ihren Geist, beschwöre ein falsches Gedächtnis herauf, halte alte Wunden offen, verführe zur Megalomanie der Macht oder erzeuge Verfolgungsängste. Manche Nationen würden durch dieses Rauschmittel bitter, stolz und unausstehlich aufgeblasen. Der Literaturwissenschaftler Peter von Matt hat dieses Bild in seinem Buch über „Die tintenblauen Eidgenossen“ aufgegriffen. Als „Rauschmittel“ gehöre die Nationalgeschichte (auch von Matt versteht darunter mythologische Erzählungen vom eigenen Herkommen und den auf diesem Weg vollbrachten Heldentaten) „zu den großen Drogen der Menschheit“. Das Pendant zu diesem „Rauschcharakter der Geschichte“ sieht von Matt im *Cafard*, d.h. in einer „Kultur historischer Ernüchterung“, die dann akut wird, wenn die Höhenflüge des politisch Imaginären auf dem Boden sozialer Tatsachen zerschellen und der kollektive Taumel in eine depressive Befindlichkeit umschlägt.

Solche Überlegungen haben einen beträchtlichen heuristischen Wert; sie können auch für methodisch strenge Analysen in der Geschichtswissenschaft, der Kultursoziologie oder der Ethnologie weiterführende Impulse liefern. Die Untersuchung von „Kulturen des Rauschs“, wie sie Robert Feustel 2013 vorgelegt hat, ist ein gutes Beispiel dafür, macht sie doch den ausgeprägten Bedeutungswandel des „Rausches“ seit der Renaissance einsichtig. Körperzustände kommen in solchen Studien immer vermittelt ins Spiel. Gerade weil sich keine ahistorischen, überzeitlich gültigen Aussagen machen lassen, muss von konkreten Kontexten und gesellschaftlichen Verhältnissen ausgegangen werden. Dabei gilt es, zwei analytische Tretfallen zu vermeiden. Erstens ist das eine narrative Dramatisierung, die aus jeder Lebensäußerung, die aus dem Mainstream der Normalität ausschert, einen „Rausch“ oder eine „Ekstase“ macht. Und zweitens sollten kulturübergreifende und -vergleichende Kollektivstereotype unterlaufen werden. Auf solche homogenisierenden Bilder setzt etwa Rudolf Gelpke in seiner Studie zum „Rausch im Orient und Okzident“ aus der Mitte der 1960er Jahre. Gelpke arbeitete hier stark mit den Stilmitteln einer Orientalisierung und Exotisierung. „Rausch“ wird da zu einem projektiven Phänomen; als Alternative zur „Rationalität“ ermöglicht er binäre Zuordnungen und legt eine schematische Gegenüberstellung von rauschhaftem Orient und rationalem Okzident nahe.

Summa summarum sehe ich durchaus das Problem einer Entgrenzung der Rausch-Drogen-Thematik, plädiere aber dennoch dafür, das Risiko einer „breiten semantischen Klammer“ zwischen diesen beiden Phänomenen einzugehen, weil dies die Erkenntnischancen beträchtlich erweitert;

dass es, wie erwähnt, Studien gibt, die in einer metaphorischen und inhaltlichen Überstrapazierung des Rauschmotivs steckenbleiben, ist in Kauf zu nehmen.

B. P.: Sie haben in diesen Feldern primär zur Geschichte des Drogengebrauchs, der Drogenpolitik und der Drogenexperimente gearbeitet. Wie würden Sie das Verhältnis zwischen Drogengeschichte und Rauschgeschichte sehen und beschreiben?

Was die Drogengeschichte im engeren Sinne betrifft, die sich mit Herstellung, Gebrauch, Bedeutung und den Wirkungen psychoaktiver, stimmung- oder bewusstseinsverändernder Substanzen im weitesten Sinne befasst, so ist es sinnvoll, deren Materialität auf Begriffe wie „Rausch“, „Sucht“ oder „Abhängigkeit“ zu beziehen. So schlägt etwa Jonathan Lewy in seiner 2016 erschienen Studie *Drugs in Germany and the United States, 1819–1945. The Birth of Two Addictions* vor, die Historizität von Drogen über deren unterschiedliche und zeitlich sich verändernde Problematisierung als Sucht, Krankheit oder Abhängigkeit zu rekonstruieren.

Ein Buch, das ich immer wieder zur Hand nehme, weil es beim Lesen selbst halluzinierende Momente freisetzt, ist Piero Camporesis *Il pane selvaggio* (deutsch: „Das Brot der Träume“), das den sozialhistorischen Zusammenhang von Hunger und Halluzinationen im frühneuzeitlichen Europa beschreibt. Der massenhafte Konsum von Getreide, das mit Mutterkorn verseucht ist, erscheint hier als systematische Folge der Verarmung und Verelendung breiter Bevölkerungsschichten, denen nichts mehr anderes übrigbleibt, als diese vergiftete, brandgefährliche Nahrung zu sich zu nehmen, welche gleichzeitig das harte Elend durch rauschhaftes Erleben zu lindern vermochte. Camporesi zitiert Dokumente, in denen Veitstanz und Hexensabbat wild durcheinandergeraten. Es handelt sich um eines jener Bücher, die quellenkritisch problematisch, darstellerisch aber produktiv sind. Camporesi macht den starken Punkt, dass der Absturz der Massen in rauschhaftes Siechtum eine Machtstrategie war oder zumindest herrschaftsstabilisierend wirkte. Dafür wurde er kritisiert – diese Kritik war allerdings oft voreilig, weil sie einen Herrschaftsplot unterstellte, während es Camporesi eher um die soziale Logik von Verarmungsprozessen ging.

Dieses düstere Camporesi-Panorama siechender Massen verschwindet in der Aufklärung – zumindest im wissenschaftlich-medizinischen Diskurs. Das moderne Konzept der Suchterkrankung formte sich in einer medizinischen und einer sozialmoralischen Variante heraus. Seit Mitte des 18. Jahrhunderts zirkulierte ein neues Wissen über alkoholhaltige Getränke. Die Erklärung verschob sich zunehmend von moralischen Defekten sündiger Menschen zur krankmachenden Wirkung der Stoffe. Es war der schotti-

sche Sozialmediziner und Marinearzt Thomas Trotter, der 1785 vorschlug, die Begierde nach Trunkenheit nicht als moralisches Versagen zu werten, sondern auf die chemische Natur der alkoholischen Getränke zurückzuführen. Einmal krank, d.h. dem habituellen Konsum verfallen, sollte der Trinker nicht der Sünde bezichtigt, sondern nach Möglichkeit geheilt werden. 1786 veröffentlichte Benjamin Rush ein *Moral and Physical Thermometer*, in dem er die verschiedenen Getränke (von Wasser und Milch bis zu Gin) auf einer hierarchischen, von Mäßigkeit zu Unmäßigkeit führenden Skala auftrug. Zu Beginn des 19. Jahrhundert publizierte Christoph Wilhelm Hufeland, einer der berühmtesten Ärzte seiner Zeit, die Aufklärungsschrift *Über die Vergiftung durch Branntwein* und stellte darin fest, die „Branntweinseuche“ sei deshalb „am furchtbarsten, weil man sie nicht für eine Krankheit hält“. 1829 übertrug Hufeland dieses Erklärungsmodell auf Opium und sprach erstmals von „Opiumsucht“. Mitte des 19. Jahrhundert kam dann der Begriff „Alkoholismus“ auf. In den 1870er Jahren, als Chloral und Bromide mit Opium als Schlafmittel zu konkurrieren begannen, wurden die „Morphiumsucht“ und schließlich der „Kokainismus“ als neue Krankheitsentitäten eingeführt. Es zeigt sich durchwegs, wie stark die Wertung von Drogen und die Wahrnehmung von Körperzuständen mit medizinischen Verwissenschaftlichungsprozessen interagierten.

B.P.: Auf den ersten Blick scheinen Rausch, Ekstase und Trance zumindest in den Geschichtswissenschaften eher ein Nischen- oder auch Schattendasein zu fristen. Wie würden Sie das Desinteresse an Rauscherfahrungen und die tendenzielle Nichtberücksichtigung von Rauschkörpern in den heutigen historisch arbeitenden Sozial- und Kulturwissenschaften erklären?

Ich würde diesen Befund einer Nicht-Berücksichtigung relativieren. Wenn wir die Blickrichtung ändern und fragen, wie sich das Erkenntnisinteresse – nicht nur in der Geschichtswissenschaft, sondern auch in anderen kultur- und geisteswissenschaftlichen Disziplinen – auf die Ränder der Gesellschaft, auf abweichendes Verhalten, auf Marginalisierte und Diskriminierte, auf Kranke und „Irre“, auf Fremdes, auf „das Andere“ – verschoben hat, dann fügen sich Studien zu Rausch, Ekstase, Halluzination, Trance, Festkultur und psychedelischem Erleben in ein breiteres Feld ein, das zwar noch immer „unterforscht“ ist, in dem es jedoch einiges zur Kenntnis zu nehmen gilt.

Die schon erwähnte Studie von Robert Feustel zeigt, wie der Rausch im 19. Jahrhundert in einem medizinischen Kontext als „Wahnsinn auf Zeit“ gedeutet und damit in die psychiatrische Forschung integriert wurde. Der Begriff der „Modellpsychose“ fasst dieses Verständnis operativ, indem davon ausgegangen wird, es ließen sich durch psychoaktive Stoffe temporär psychotische Zustände erzeugen und wissenschaftlich

analysieren. Am andern Ende des Spektrums stehen Forschungsansätze, welche den Willen von Individuen und Gruppen, die „Pforten der Wahrnehmung“ zu durchqueren, um präzedenzlose Erfahrungen zu machen, dokumentieren. Studien zum Experimentieren mit LSD, Meskalin und Psilocybin gehören in diese Kategorie. Epistemologisch ergibt sich hier eine Unschärferelation, indem das Beobachten das Beobachtete zwangsläufig verändert. Sobald Rauscherfahrungen empirisch objektiviert oder sprachlich artikuliert werden, erscheinen sie kommensurabel. Von der wissenschaftlichen Beobachtungspraxis her zeigt sich dasselbe Problem als „performativer Widerspruch“. Einerseits können solche „Reisen“ den Beteiligten „die Sprache verschlagen“. Es wird dann z.B. gesagt, dass sich für das Rauscherlebnis „keine Worte“ finden lassen. Andererseits werden diese imaginären Vorgänge dann eben doch zum Thema gemacht und in dem Maße, in dem darüber berichtet wird, werden sie in eine symbolische Struktur – in sprachliche Ausdrucksformen – übersetzt (oder zurückübersetzt).

Wie schwierig dies ist, zeigte sich etwa im Good Friday-Experiment, das der Psychiater Walter Pahnke 1962 in der Marsh Chapel der Universität Boston durchführte. Während die Kontrollgruppe, die ein aktives Placebo konsumierte, nichts Nennenswertes verspürte, verstärkte sich in der Experimentalgruppe, der Psilocybin verabreicht wurde, eine religiöse Erfahrung, die allerdings hochgradig diskursiv modelliert war. Um sich ausdrücken zu können, schöpfte der Einzelne aus einem kollektiven Vorrat von Ausdrucksformen; die Rede von „authentischen Rauscherfahrungen“ führt also auf einen Holzweg. Der Drogengebrauch größerer kultureller Gruppen oder ganzer Gesellschaften wiederum lässt sich oft gar nicht darstellen, weil hier die Position eines von außen kommenden Beobachters nicht vorgesehen ist. Kommt eine solche Person dazu oder werden Registriergeräte oder Aufschreibesysteme eingeführt, so verändert das den Vorgang, und zwar auf beiden Seiten. Die epistemische Unschärferelation ist zugleich eine soziale Unbestimmtheitsrelation, denn der Beobachter wird im Vorgang des Beobachtens möglicherweise selbst verändert.

B. P.: In welchen Bereichen hat die Forschung bereits weiterführende Zugänge und Methoden zum historischen Umgang mit Rauschphänomenen entwickelt? Wo sehen Sie weiterhin Desiderate oder auch neuerlichen Arbeitsbedarf? Und welche Rolle kann hier die Körpergeschichte spielen?

J. T.: Ich denke, dass eine essentialistische Definition von „Rausch“ und „Körper“ nicht weiterführt. Dennoch lässt sich sagen, dass die Erfahrung des Rausches – vergleichbar mit jener von Schmerz – aus der symbolischen Ordnung der Welt herausfallen und den Menschen auf

einen Nullpunkt seiner Existenz bringen kann. Von diesem aus wird dann (vielleicht) Neues möglich. Diese Vorstellung beansprucht keine überhistorische „Wahrheit“ des Körpers, sondern versucht den Moment zu ergründen, an dem sich die Notwendigkeit oder der Wunsch, der Zwang oder die Chance einstellt, auf neue Weise über dieses Erleben zu sprechen.

Ein solcher gedankenexperimenteller Ansatz sollte aber nicht vergessen lassen, dass – worauf etwa Jacques Derrida in einem Interview zur *Rhétorique de la drogue* (1989) hingewiesen hat – das Reden über Drogensucht durch Dichotomien (erlaubt vs. verboten, arbeiten vs. nichtstun, rational vs. irrational, gesund vs. krank, etc.) strukturiert ist. So kommt man denn um Diskursanalyse und historische Semantik nicht herum. Die massenhafte Digitalisierung von Texten ermöglicht es inzwischen, die relative Auftrenshäufigkeit von Worten (als Buchstabenfolgen) zu eruieren. Das Tool *Google ngram-Viewer* ermöglicht Untersuchungen auf dieser präsemantischen Ebene. Ein Blick auf die rein quantitative Häufung der Signifikaten „Rausch“, „Ekstase“ und „Trance“ zwischen 1800 und 2010 vermittelt einige vorläufige Erkenntnisse. Alle drei Begriffe sind im deutschen Sprachraum schon um 1800 in Gebrauch; „Rausch“ liegt gegenüber den andern beiden weit vorne und hält die Spitzenposition über mehr als zwei Jahrhunderte durch. Ab den 1890er Jahre werden alle häufiger verwendet; die Peaks fallen in die Jahre nach den beiden Weltkriegen (für Rausch 1921 und 1946, für Ekstase 1921 und 1947, bei Trance gibt es nur 1924 eine flache Spitze). Nach einem Rückgang erfolgt für die beiden ersten Begriffe ab Ende der 1940er Jahre eine unstetige Stabilisierung, während „Trance“ an Bedeutung gewinnt und im 21. Jahrhundert „Ekstase“ überholt. Solche Ergebnisse sind, da sie über den Bedeutungswandel keine Auskunft geben, mit Vorsicht zu interpretieren. Für die Untersuchung von Thematisierungskonjunkturen sind sie aber hilfreich. Zudem regen sie Hypothesen zu semantischen Verschiebungen und diskursiven Mustern an.

Ein weiterführender Ansatz zieht die körperliche Dimension des Rausches mit ein und fokussiert auf „Rauschkörper“ und ihre Sichtbarkeit in sozialen Räumen. In seiner „Kulturgeschichte der Kulturwissenschaft“ stellt Friedrich Kittler einen Bezug zwischen „Rausch“ und „Traum“ her. In Anlehnung an Nietzsche fasst er diese beiden Begriffe über die Aktivierung bzw. Stillstellung des Körpers. Für Nietzsche sei, so Kittler, „der Traum alias Apollon eine reine Sensorik unter Bedingungen still gestellter Motorik, während der Rausch alias Dionysos gerade umgekehrt eine Motorik ohne fixierbare Bilder, aufnehmbare Photographien und sensorisch eindeutige Daten ist“. Diese Entgegensetzung von Traum und Rausch wurde mit der Feststellung kritisiert, dass bis hin zur Romantik

der Rausch vom Traum her gedacht wurde, so dass die beiden Zustände sich ergänzen. Was auch heißt, dass psychisch-physische Koppelungen ins Spiel kommen, welche sich gegenseitig verstärken.

Ob Antagonismus oder Komplementarität: das ist eine Frage, die sich nur empirisch, aus überlieferten Dokumenten heraus, entscheiden lässt. Wo bei, wie schon gesagt, die begrifflichen Konzepte fluide bleiben, so dass verschiedene Hypothesen auf Plausibilitätsniveau formuliert werden können. Forschungsheuristisch ist die Einsicht wichtig, dass Dichotomien auch immer im Modus ihrer Kritik reproduziert und reifiziert werden. Eine affirmative Fixierung auf binäre Zuordnungen ist ebenso wenig hilfreich wie der aufwändige Kampf dagegen. Es bleibt letztlich unklar, ob – nach der bekannten Graphik von Francisco de Goya – „der Schlaf der Vernunft“ die Ungeheuer gebiert oder ob es nicht „der Traum der Vernunft“ ist. Körperhistorische Arbeiten tun generell gut daran, die unterschiedliche, manchmal auch gegensätzliche symbolische Codierung physiologischer Zustände mitzudenken.

Dieselben Schwierigkeiten zeigen sich bei der weiter zielenden Problemstellung, ob und wie Träume kollektiviert werden können. Breiten sich Rauscherlebnisse durch Nachahmung, Übertragungen, Ansteckungsprozesse, Kettenreaktionen oder ganz einfach aufgrund von Resonanzbedingungen aus? Oder ist ein psychoanalytisch gefasster Begriff des Begehrens nötig, um solche Vorgänge erklären zu können? Gibt es eine körperliche Mimesis, die nicht nur das, was als normal gilt, bekräftigt, sondern ebenso ein Außer-Sich-Sein durch eine ganze Menschengruppe hindurch fördert (wie das etwa Camporesi annimmt)? Pierre Bourdieu hat in seinen *Méditations pascaliennes* von einer „körperlichen Erkenntnis“ gesprochen, welche durch das menschliche „Dasein in der Welt“, d.h. durch ein Ensemble von Praktiken, zustande kommt. Ich gehe davon aus, dass in einem „practical turn“ zentrale Forschungsfragen angelegt sind, die für eine Geschichte von Rauscherfahrungen ergiebig sein könnten.

B. P.: Die Verankerung eines Bedürfnisses nach Rausch und Ekstase im Menschen bilden mal mehr, mal weniger explizit einen argumentativen Bestandteil zahlreicher Auseinandersetzungen mit Rausch. Ob im Selbstversuch, im religiösen Ritual oder im Experiment – Rausche schienen ‚Wahrheiten‘ zu offenbaren: über den Menschen an sich, das individuelle Subjekt oder auch Kultur und Kosmos. Wir möchten in diesem Heft dazu anregen, dieses Modell eines nach «Mehr-Erleben», «Grenzüberschreitung», «Transzendenz» und Ähnlichem dürstenden und suchenden Menschen zu historisieren. Inwieweit eröffnet die Sonde ‚Rausch‘ im Allgemeinen oder z.B. die Wirkungen von Drogen und (anderen) Stoffen im Speziellen eine

besondere Perspektive auf die Geschichte moderner Körper und Subjekte?

J. T.: Bedürfnisse lassen sich nicht einfach voraussetzen. Sie weisen eine Geschichte auf und artikulieren sich immer kulturspezifisch. Interessant ist die Analyse der Wechselwirkungen zwischen Drogengebrauch, körperlicher Expression und Subjektivierungsweisen bzw. Subjektentwürfen. Ian Hacking hat das „making up people“ anhand von Krankheitsbildern beschrieben; dasselbe passiert auch im Umgang mit Rausch, Trance und Ekstase. Neuere Studien von Jeannie Moser, Robert Feustel und Magaly Tornay zeigen, wie Subjektentwürfe, Körpervorstellungen und Normalitätskonzepte mit dem Konsum psychoaktiver, bewusstseinsverändernder Stoffen moderiert und modelliert wurden.

Die Idee, dass der Rausch das Vehikel ist, um der subjektiven Weltsicht zu entfliehen und in den Ozean eines kollektiven Unbewussten einzutauchen, ist keine „ewige Wahrheit“, sondern eine Behauptung, die zu verschiedenen Zeiten in unterschiedlicher Weise vorgetragen wurde. Es gibt einen Diskurs des präzedenzlosen, unbeschreiblichen Rausches: Menschen, die außer sich geraten und sich in einem gespenstischen Gelände eines (im Doppelsinne des Wortes) verrückten Geistes wiederfinden. Daran knüpft sich auch eine Kreativitätserwartung oder – im 19. Jahrhundert – ein Genieversprechen: Das Subjekt löst sich aus dem feinen Gewebe der Selbst- und Fremdkontrolle, es entzieht sich der symbolischen Vernetzung der Gesellschaft. So kommt dann scheinbar das Neue in die Welt. Eine theoretisch anspruchsvollere Variante dieser Haltung streben in den 1920er und 30er Jahren die Surrealisten mit ihrer „écriture automatique“ an. Indem sie sich dem Automatischen, dem Algorithmischen auslieferten, setzen sie Signifikatenketten als Signifikantenbatterien ein. Das Unbewusste wird hier zur seriellen Maschinerie, in dem Drogen als Prozessbeschleuniger wirken können.

Es gab auch andere Versuche, einen neuen Weltzugang, neues Wissen aus solchen Praktiken zu gewinnen. Autoren wie Antonin Artaud oder – von anderen Voraussetzungen her – William S. Burroughs strebten mit rauschhaftem Theater und psychedelischen Texten danach, das herrschende Normensystem zu transzendieren und die abendländische Kultur zum Einsturz zu bringen. Beide nutzen dabei halluzinogene Stoffe. Solche waren und sind in der Literatur generell verbreitet. Eine neuere Studie zum deutschsprachigen Raum (herausgegeben von Katharina Manojlovic und Kerstin Putz) spricht generalisierend vom „Rausch des Schreibens“.

Neben diesen Formen, in denen Befreiung und Absturz nahe beieinander

liegen, gibt es auch ein geradezu konformes Reden über den Rausch als Routine. Verkörpert wird er etwa durch den Quartalssäufer, der die Rauscherfahrung regelmäßig braucht, dazwischen aber durchaus bürgerlich oder proletarisch funktioniert. Dieser setzt sich ab vom (vorhin geschilderten) Genie- und Kreativitätskult, welcher der mediokeren Normalität entgegengesetzt und häufig mit Krankheit oder Tod in Verbindung gebracht wurde. Denn das sich von der rechnerischen Rationalität, vom Komfort und der Konformität der bürgerlich-kapitalistischen Industriegesellschaft befreiende künstlerische Individuum neigt zum Selbstmord und bewegt sich jedenfalls nahe am Absturz. Die Bohème des *Fin de siècle* bekräftigte ihre Differenz zur moralischen Mehrheit und ihre Grundbefindlichkeit eines Andersseins mit solch düster-pessimistischen Selbsteinbildungen – mit durchaus letalen Folgen für einige von ihnen.

B. P.: In zahlreichen Studien werden Rausch und moderne Formen der Vergesellschaftung – etwa unter Verweis auf Max Weber und Norbert Elias – als inkompatibel beschrieben. Räusche werden dort an den Rändern moderner Gesellschaften verortet, oder auch als Kehrseite von Modernisierungsprozessen angesehen. In welches Verhältnis würden Sie Rausch und Moderne setzen? Welche Erkenntnispotenziale sehen Sie in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Rauschgeschichte für das geschichtliche Verständnis moderner, kapitalistischer Gesellschaften?

J. T.: Nobert Elias' zeichnet eine Kurve der Zivilisationsentwicklung, in der Verhaltensweisen und Umgangsformen, die einer Rationalisierung gesellschaftlicher Institutionen und einer Affektkontrolle der Menschen entgegenstehen, zunehmend an den Rand gedrückt werden. Rausch und Ekstase können in der Zivilisation nur als Residuale überleben. Sie werden gleichsam anachrone Gefühlsexplosionen in einem institutionell abgesicherten Funktionsgefüge, das die möglichst störungsfreie Verlängerung von Interdependenzketten und arbeitsteiligen Spezialisierungen vorantreibt. Elias betont, dass er keine Fortschrittstheorie aufstellen, sondern bloß die robuste Richtung der historischen Entwicklung – eine „Kurve“ eben – darstellen will. Strukturell ähnlich konstruiert ist das Bild, das Max Weber von dem säkularen, einer Entzauberung der Welt gleichkommenden Rationalisierungsprozess der okzidentalen Moderne zeichnet.

Auf solche Großtheorien wird oft mit der Umpolung der These reagiert. Eine solche Umkehroperation schlug z.B. Thomas S. Szasz in seinem 1974 veröffentlichten Pamphlet *Ceremonial Chemistry* vor, in dem er „einen der brutalsten Kriege“ anprangert, welcher seit einem halben Jahrhundert gegen Drogen geführt werde. Er vergleicht die „rituelle Verfolgung dieser pharmakologischen Faktoren und menschlicher Akteure“ mit den Feldzügen

gen, die früher gegen „andere Sündenböcke wie Hexen, Juden und Wahnsinnige“ unternommen worden seien. Da bleibt von den zivilisierenden Effekten der modernen Entwicklung nicht viel übrig. Auf einen nochmals anderen Argumentationspfad begibt sich Horst Kurnitzky in seinen kulturhistorischen Anmerkungen zum „heiligen Markt“ (1994). Hier wird eine kompensatorische Rückkehr der Religion im Prozess der Durchkapitalisierung der Gesellschaft diagnostiziert. Der Autor setzt den Aufstieg des Marktsystems mit der Inthronisierung der „unsichtbaren Hand“ gleich. Archaische und schamanistische Weisen der Welterfassung bilden aus dieser Sicht das Korrelat zu den beherrschenden, zwischen Chaos und Ordnung oszillierenden Marktkräften. Fundamentalistische Heilsbewegungen und eskapistischer Drogengebrauch werden durch dieses Spannungsfeld gefördert. Weil der Glaube an den Markt eine Täuschung ist, die zwingend in Ent-Täuschungen umschlägt, steht am Ende eines durch die Kapitalakkumulation vorangetriebenen gesellschaftlichen Umbauprozesses nicht die rationalisierte Zivilisation, sondern eine dem Warenfetischismus verfallende Konsumgesellschaft, in der es niemand ohne „künstliche Paradiese“ und Rauschmomente noch auszuhält. Hier klingt die Gleichsetzung von Konsum und Rausch an.

Diese beiden schematisierenden Erzählmuster (von der Überwindung bzw. der Rückkehr des Rausches) haben meines Erachtens durchaus einen Erkenntniswert. Sie werden jedenfalls nicht aus der Diskussion verschwinden. Die Geschichtswissenschaft muss jedoch viel stärker differenzieren und von teleologischen Erklärungsmodellen abrücken. Heuristisch sind zwei Einsichten wichtig: Erstens spricht nichts dafür, dass der Gebrauch von Drogen zu authentischen Rausch-, Trance- oder Ekstase-Erfahrungen ver helfe. Das sind romantische Geschichten über Erlebniswelten jenseits des „stählernen Gehäuses der Hörigkeit“ der modernen Zivilisation. Eine solchermaßen eng geführte Kritik an Max Weber verhilft kaum mehr zu produktiven Erkenntnissen. Zweitens sollten wir Fragestellungen entwickeln, welche die Rauscherfahrung historisieren und insbesondere zeigen, wie diese mittels der Rhetorik eines kreativen Selbst-*Empowerment* von (Grenz-)Überschreitung auf (Selbst-)Optimierung umgestellt wird. Letztere basiert auf einer zwingenden Logik. Wenn alle normal sein wollen und gleichzeitig der große Durchschnitt es nie zu etwas bringen wird, dann werden *Enhancement*-Techniken attraktiv. Es gibt mittlerweile eine breite Literatur über neue Subjektivierungstechniken in einer Gesellschaft des „Selbstunternehmer-tums“ und des *Pursuit of perfection* (so der Titel einer Studie von Sheila und David Rothman). Diese könnten – das in der letzten Frage genannte Forschungsdesiderat aufgreifend – durch den Einbezug von „Rauschkörpern“ den historischen und kulturwissenschaftlichen Erkenntnishorizont erweitern.

B. P.: Sehen Sie in jüngeren natur- und/oder kulturwissenschaftlichen Forschungen und Entwicklungen (etwa auf den Gebieten von Medizin, Neurowissenschaften oder Emotionsforschung) Anknüpfungspunkte, die helfen können, Rauschkörper auch historisch besser verstehen und untersuchen zu können? Ergeben sich hier produktive Irritationen?

J. T.: In diesen Bereichen der Neuro- und Emotionsforschung bewegt sich zurzeit sehr viel. Die Kulturwissenschaften tun gut daran, diese Entwicklungen im Auge zu behalten, sie sind jedoch schlecht beraten, wenn sie den Versuch unternehmen, ihre eigenen Zugänge direkt an die Ergebnisse dieser High-Tech-Laborforschung zu koppeln. Die Alternative besteht in einem interdisziplinären Dialog über die „zwei Kulturen“ hinweg, der allerdings schwierig, oft auch konfliktreich und nicht selten mühsam ist. Seit Jahrzehnten fassen Hirnforschung und Neurowissenschaft Begriffe wie „Sucht“, „Abhängigkeit“ oder „Rausch“ mittels einer „materialistischen Psychologie“ bzw. eines „psychologischen Materialismus“, der eine komplexe Genealogie aufweist. Im ausgehenden 19. Jahrhundert wurde mit Drogen experimentiert, Hirnforscher bestritten die Existenz eines „freien Willen“ und forderten z.B. eine entsprechende Reform des Strafrechts. Damals setzte auch die Erforschung von Rezeptor-Mechanismen ein. Heute stehen nach wie vor die Wechselwirkungen zwischen Struktur und Funktion des Gehirns im Zentrum einer mit immer elaborierteren Apparaten und Methoden arbeitenden Forschung.

Besondere Aufmerksamkeit kommt Neurobotenstoffen bzw. Neurotransmittern wie Dopamin, Adrenalin oder Serotonin zu. Es wird davon ausgegangen, dass Substanzen und Erlebnisse im mesolimbischen Belohnungssystem des Gehirns die Spiegel des Neurobotenstoffes (bzw. Neurotransmitters) Dopamin erhöhen. Damit gehen angenehme Empfindungen einher. Drogen lösen ein Dopamin-Bombardement aus, wobei Dopamin weniger als „Glückshormon“ (d.h. als direkter Mittler euphorischer Gefühle) fungiert, sondern die Erwartung aktiviert, dass die Dinge besser werden. Wer Drogen konsumiert sieht die Zukunft rosiger. Ein ständiger Suchtmittelkonsum führt allerdings zu Problemen, denn dadurch wird die neuronale Aktivität in Regionen des Vorderhirns, die für Impulskontrolle und Motivationslage „zuständig sind“, verändert. Auch Menschen, die entwöhnt sind, verspüren deshalb immer wieder ein oft unstillbares Verlangen (Craving) nach der bekannten Droge und werden teilweise rückfällig. Das sind interessante Befunde, die jedoch häufig in einem seltsam anthropomorphen Erklärungsmodus vorgetragen werden. So gibt es in dieser neuronalen Maschinerie „Zuständigkeiten“, „Aktivitäten“ und „Belohnungen“. In populären Berichten über „Neuigkeiten aus der Hirnforschung“ hat eine weitere normative Umpolung stattgefunden. Wie erwähnt oszillierten Drogen

über die Jahrhunderte hinweg zwischen Verdammnis und Versprechen, zwischen Gefahr und Gewinn, wobei je nach Phase und gesellschaftlicher Gruppe der eine oder andere Aspekt stärker betont wurde. Diese Ambivalenzen werden heute kaum mehr thematisiert. Gingen Drogenforscher in den 1960er Jahren davon aus, das menschliche Gehirn fungiere als Filter, der das menschliche Bewusstseinspotenzial systematisch ausdünne und starren Konventionen unterwerfe, so sehen heute Hirnforscher in Drogen eine Quelle für möglicherweise schwerwiegende Störungen und irreversible Deformationen.

Für die Analyse solcher Diskurse und Bewertungsverschiebungen eignen sich primär wissens- und wissenschaftsgeschichtliche Forschungsansätze. Diese führen weg von einer Erklärung von Drogensucht und Rauscherfahrung über das Gehirn, die mir als systematisch unterkomplex erscheint. Die Vorstellung, bei fortschreitender Forschung würden historische und naturwissenschaftliche Erkenntnisse schließlich in einem gemeinsamen Erklärungsmodell konvergieren, scheint mir generell schlecht begründet zu sein. Ich selbst habe gerade im langjährigen und intensiven interdisziplinären Dialog mit Hirnforschern realisiert, dass das Interessante nicht die Übereinstimmung, sondern die Reflexion eigener Denkanahmen im Lichte eines ganz anders verfahrenen Ansatzes ist.

B. P.: Im 19. und 20. Jahrhundert wurden Rauschpraktiken und Rauscherleben immer wieder politisiert – von staatlicher oder polizeilicher Seite, von Lebens- und Sozialreformern, im Nationalsozialismus oder auch in subkulturellen Szenen und spirituellen Strömungen. Zu Beginn des 21. Jahrhunderts scheinen psychedelische Drogen nun zunehmend Anwendung zur Steigerung der ökonomischen Selbstverwertung zu finden – man denke hier etwa an das Phänomen des *Microdosing* mit LSD. Wie würden Sie diesen politischen Wandel des Rauschs beschreiben und bewerten? Und sehen Sie – aktuell oder generell – einen Wert darin, Rausch als politisches Mittel zu begreifen?

J. T.: Diese Politisierung von Rausch kam aus unterschiedlichen Richtungen und hat auch die Rauscherfahrungen verändert. „Selbstverwertung“ ist ja so etwas wie die auf individuelle Aufstiegsaspirationen reduzierte Variante einer «Selbstverwirklichung», die in den Jahren um 1968 großgeschrieben wurde. „Verwertung“ ist allerdings ein Stichwort, das die Aufmerksamkeit von der Konsumentenseite auf die Produktion umlenkt. Die Verwertungszusammenhänge auf der Anbieterseite bleiben nämlich häufig unterbelichtet. Das Wissen über die Netzwerke von illegalen Drogenproduzenten, welche die offiziellen Prohibitionsregimes nutzen und unterlaufen, ist nach wie vor beschränkt. Besser bekannt ist, wie Pharmakonzerne ihre Umsätze mit aggressiven Marktstrategien, erweiterten Indikations-

listen, laschen Verschreibungspraktiken und auch mit Hilfe von Krankenversicherungssystemen erhöhen. So unterschiedlich diese Vorgänge sind, so sehr verweisen sie auf einen gemeinsamen Nenner. Die Geschichte der Drogen war schon immer – worauf etwa Philippe Pignarre hinweist – eine Geschichte asymmetrischer Machtbeziehungen, in denen Produzenten am längeren Hebel sitzen; viele Vorgänge und auch Probleme auf der Konsumseite – als Beispiel sei die Opioid-Krise in den USA erwähnt – lassen sich nur über den Einbezug der Angebotslogik verstehen.

Historikerinnen und Historikern, die für Machtwirkungen sensibilisiert sind, fällt es generell leichter, von einem substanzialistischen Drogenbegriff wegzukommen und ein Sensorium für Machtbeziehungen zu entwickeln. Das eröffnet auch neue Zugänge zur Analyse der historischen Semantik in diesem Untersuchungsfeld. Das, was unter Drogen subsumiert wurde, wie auch die Bezeichnungen für diese Stoffgruppen haben sich im Verlaufe der Geschichte mehrmals markant verändert. Für mich ist die Einsicht wichtig, dass mit der Frühen Neuzeit und dann nochmals in der Aufklärung neue Vorstellungen dessen, was Drogen sind, wie sie wirken und weshalb sie gefährlich sind, aufkamen. Etwas später, im frühen 19. Jahrhundert, entstand in Europa im Gefolge von Industrialisierung und Demokratisierung eine bisher unbekannte Drogenproblematik, die weniger mit neuen Stoffen oder Gebrauchsmustern, sondern mit der veränderten Stellung von Menschen in der Gesellschaft zu tun hatte. Der französische Philosoph Claude Lefort sprach von der „indétermination démocratique“. Damit bezeichnete er eine Unbestimmtheit, die dadurch entsteht, dass es in einer demokratisch verfassten Gesellschaft „leere Orte der Macht“ gibt, die durch neue Formen ideologischer Selbstversicherung gleichsam zugedeckt werden. Die Fähigkeit der Individuen zur Perfektibilität und Selbststeuerung, zur Kontrolle der Persönlichkeit und zur Regulierung ihres Affekthaushaltes, wird in einer solchen Gesellschaft, die keinen absoluten Souverän mehr kennt, eine Daueraufgabe und Langzeitherausforderung. Drogen stellen nun genau diese subjektiven Kontrollkapazitäten in Frage, sie werden in der sich formierenden bürgerlichen Gesellschaft als ein Medium wahrgenommen, die Menschen unregierbar und unproduktiv macht, so dass sie dann mit „Zerfall“, „Kosten“, „Unordnung“ und „Gefahr“ konnotiert werden. Es wird, mit anderen Worten, ein neuer Diskurs über die Drogen dominant, dessen praktische Wucht sich in Prohibitionsregimes und Abstinenzforderungen zeigt.

Aus demokratiethoretischer Sicht stellt eine nationalistische Diktatur mit ihren Massenmobilisierungstechniken konsequenterweise eine kollektive Rauscherfahrung dar. So wurde versucht, das „Dritte Reich“ mit „Drogen“ zu erklären. Stichworte wie „High Hitler“ und „Nazis on Speed“

machten die Runde (letzteres der plakative Titel eines Buches von 2002). 2015 hat Norman Ohler diesen Zusammenhang in seiner Publikation *Der totale Rausch – Drogen im Dritten Reich* erneut kurzgeschlossen. Das sind alles analytische Sackgassen. Ergiebiger ist die 2016 erschienene Studie von Jonathan Lewy, der die Blickrichtung umkehrt und fragt, wieso Drogenabhängige in Deutschland nach 1933 weit weniger als andere missliebige Gruppen in das Verfolgungs- und Vernichtungsgetriebe des Konzentrationslagersystems kamen.

In der Nachkriegszeit wurden Drogen politisch weitgehend in einem Dispositiv der Prohibition problematisiert. Es gab zwar, vor allem seit den 1960er Jahren, Versuche, diese Stoffe umzucodieren und ihre kreativitätssteigernden, lebenserleichternden, heilenden Qualitäten hervorzuheben. Offiziell blieben sie jedoch verboten und das internationale Prohibitionsregime wurde noch ausgebaut und perfektioniert. So entstanden denn riesige globale Schwarzmärkte, auf denen enorme Umsätze erzielt werden. In einem solchen System gibt es aufgrund der General-Kriminalisierung überhaupt keine Qualitätssicherung für Stoffe und keine Sanktionen gegen hart kalkulierende Anbieter. Das ist gefährlich und die meisten KonsumentInnen sind mit der Dosierung der Drogen überfordert. Jene, die eine Entkriminalisierung, Legalisierung oder Liberalisierung forderten, argumentierten häufig und zu Recht damit, dass die Auswirkungen von Drogenkonsum auf den Körper sehr stark von der Dosis abhängen. Sie knüpften dabei an die alte Einsicht an, dass der Begriff *Narcoticum* sowohl Heilmittel als auch Gift bedeutet. Dispute um die optimale Dosis wurden parallel dazu auch in der Psychiatrie geführt, so sich bei der rasch zunehmenden Verschreibung von Psychopharmaka sogenannte „Niedrigdosierer“ den „Hochdosierern“ gegenüberstanden.

Die zunehmende Ausbreitung von Produkten aus der Pharmaindustrie hat verschiedene Beobachter veranlasst, von einer „Pharmakologisierung der Gesellschaft“ und von „Drogen als Lifestyle-Accessoires“ (Günter Amendt) zu sprechen. Mit dem Aufstieg der Psychopharmaka läuft aus dieser Sicht ein Funktionswandel von Drogen parallel. Sie sind von Vehikeln des Rausches zu Medien einer „biochemischen Fremdsteuerung“ (und letztlich zu Normalitätsgaranten) geworden. Bei der Mikrodosierung, die ein neues Phänomen ist, handelt es sich um den Versuch einer Selbststeuerung. *Microdoser*, die etwa LSD oder Kokain in kleinsten Mengen applizieren, streben eine Selbstoptimierung an. Darin gleichen sie zwar all jenen, die ihre professionelle Performance, ihren Freizeit-Fun und ihr *sensation seeking* mit irgendwelchen Psychopharmaka aufpeppen. Im Unterschied zu diesen wollen sie allerdings, „den Fünfer und das Weggli haben“ (wie es in der Schweiz heißt). Sie möchten die Vorteile dieser Drogen verspüren – etwa verstetigte Kreativität, das Brechen von

Blockaden, kristallene Klarheit, etc. – und gleichzeitig deren Nachteile unterdrücken (Abhängigkeit, Entzugserscheinungen bei Nicht-Konsum), etc. Bisher gibt es wenig gesicherte Forschungsbefunde über diese Praxis des *microdosing*. Es ist aber davon auszugehen, dass die Digitalisierung der Arbeits-, Lebens- und Erlebniswelten eine eminente Auswirkung auf Gebrauch von „Rauschmitteln“ haben werden. Dies nicht im Sinne eines technischen bzw. chemischen Determinismus, sondern über vielfältige wirtschaftliche und kulturelle Rückkoppelungsschleifen, welche die Beschaffung, den Konsum und die Bewertung von Drogen verändern und in die so genannte „Humankapitalbildung“ integrieren. Rauschzustände werden minimiert und neu gewertet als produktivitätsverstärkende Körpertechniken sowie als Katalysatoren für Kreativität und Wohlbefinden. Mit dem „Mikrorausch“ ist eine politische Makroproblematik verbunden, welche die geschäftliche Performance internationaler Großkonzerne und Absatznetzwerke mit Subjektivierungsweisen und individuellen Selbstbehauptungsstrategien verbindet. Drogen steht aus dieser Perspektive eine große Zukunft bevor.

Zitierte Literatur

Amendt, Günter: *Legalisieren! Vorträge zur Drogenpolitik*, Zürich: Rotpunkt Verlag 2014.

Baudelaire, Charles: *Les paradis artificiels*, Paris: Gallimard, 2003 (erst-mals 1860).

Bourdieu, Pierre: *Méditations pascaliennes*, Paris: Seuil 1997.

Camporesi, Piero: *Das Brot der Träume. Hunger und Halluzinationen im vorindustriellen Europa*, Frankfurt a.M./New York: Campus Verlag 1990.

Courtwright, David T.: *Forces of habit. Drugs and the making of the modern world*, Cambridge, Mass. etc.: Harvard University Press 2001.

Derrida, Jacques: *Rhétorique de la drogue*, in: *L'esprit des drogues. Autrement. Série mutations* No. 106, April 1989, S. 197-214.

Ehrenberg, Alain/Patrick Mignon (Hg.): *Drogues, politique et société*, Paris 1992.

Elias, Norbert: *Über den Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen, Bd. 2: Wandlungen der Gesellschaft. Entwurf zu einer Theorie der Zivilisation*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1978 (identisch der 2., um eine Einleitung erweiterten Auflage, Bern 1969).

Feustel, Robert: *Grenzgänge: Kulturen des Rauschs seit der Renaissance*, München: Fink 2013.

Gelpke, Rudolf: *Vom Rausch im Orient und Okzident*, Stuttgart: Klett 1966.

Hacking, Ian: *Historische Ontologie*, Zürich: Chronos Verlag 2006.

Kurnitzky, Horst: *Der heilige Markt: Kulturhistorische Anmerkungen*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1994.

Lefort, Claude: *Essais sur le politique. XIXeme-XXeme*, Paris: Seuil 1986.

Lewy, Jonathan: *Drugs in Germany and the United States, 1819–1945. The Birth of Two Addictions*, Baden-Baden: Nomos 2017.

Manojlovic, Katharina, Kerstin Putz (Hg.): *Im Rausch des Schreibens: von Musil bis Bachmann*, Wien: Paul Zsolnay Verlag 2017.

Moser, Jeannie: *Psychotropen: eine LSD-Biographie*, Konstanz: Konstanz University Press 2013.

Ohler, Norman: *Der totale Rausch: Drogen im Dritten Reich*, Köln: Kiepenheuer & Witsch 2015.

Pignarre, Philippe: *Psychotrope Kräfte: Patienten, Macht, Psychopharmaka*, Zürich, Berlin: diaphanes 2006.

Renggli, René/ Jakob Tanner: *Das Drogenproblem. Geschichte, Erfahrungen, Therapiekonzepte*, Berlin u.a.: Springer 1994.

Rothman, Sheila M., David J. Rothman: *The Pursuit of Perfection. The Promise and Perils of Medical Enhancement*, New York: Pantheon Books 2003.

Schivelbusch, Wolfgang: *Das Paradies, der Geschmack und die Vernunft. Eine Geschichte der Genussmittel*, München: Hanser 1980

Tanner, Jakob: „Doors of perception“ versus „Mind control“. *Experimente mit Drogen zwischen kaltem Krieg und 1968*, in: Birgit Griesbeck u.a. (Hg.), *Kulturgeschichte des Menschenversuchs im 20. Jahrhundert*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag 2009, S. 340-372.

Tornay, Magaly: *Zugriffe auf das Ich: psychoaktive Stoffe und Personenkonzepte in der Schweiz, 1945 bis 1980*, Tübingen: Mohr Siebeck 2016.

Völger, Gisela unter Mitarbeit von Karin von Welck und Aldo Legnaro (Hg.): *Rausch und Realität. Drogen im Kulturvergleich. Drei Bände.*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1982.

Weber, Max: *Wirtschaft und Gesellschaft: Grundriss der verstehenden Soziologie*, Tübingen: Mohr Siebeck 2002 (erstmalig 1922).

Wiesemann, Claudia: *Die heimliche Krankheit: eine Geschichte des Suchtbegriffs*, Stuttgart-Bad Cannstatt : Frommann-Holzboog 2000.